

(Nachdruck verboten.)

11)

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Der alte Antanas hatte von Kindheit an gearbeitet; er war mit zwölf Jahren von Haus weggelaufen, weil sein Vater ihn geschlagen hatte, als er lesen lernen wollte. Und er war stets ein zuverlässiger Mann gewesen; ein Mann, den du monatelang allein lassen konntest, wenn du ihm klar sagst, was er in der Zwischenzeit tun sollte. Und nun sah er hier, an Leib und Seele gebrochen, und fand in der großen Welt so wenig ein Plätzchen wie ein kranker Hund. Er hatte hier ein Heim und es sorgte jemand für ihn, auch wenn er niemals Arbeit bekam, aber seinem Sohne kam doch ab und zu der Gedanke, es wäre besser anders. Antanas Rudkus war wohl in jedem Gebäude Padingtowns gewesen, beinahe in jedem Raume; er hatte morgens unter der Menge der Arbeitsucher gestanden, bis der Polizist aufmerksam auf ihn wurde und ihn aufforderte, nach Hause zu gehen. Ebenso war er in allen Läden und allen Hallen gewesen und hatte um eine kleine Arbeit gebettelt, aber allerwärts hatte man ihn hinausgewiesen, oftmals unter Verwünschungen. Nicht einmal gefragt hatte ihn jemand.

Alles das untergrub das Fundament des sicheren Gebäudes, das Jurgis sich in seinem Glauben an die Folgerichtigkeit der Welt Dinge aufgebaut hatte. Der Riß im Fundament war groß, so lange Dedo Antanas auf der Jagd nach Arbeit war — aber er vertiefte sich noch, als der Alte endlich eine Arbeit fand.

Eines Abends kam Antanas in großer Erregung heim. Er war in einem der Korridore bei Durham einem Manne begegnet, der ihn gefragt, was er dafür bezahlen wollte, wenn er ihm eine Stelle verschaffe. Er hatte zuerst nichts aus dem Vorfalle zu machen gewußt, aber der Mann hatte ihm mit großem Freimuth erklärt, daß er ihm Arbeit verschaffen könne, vorausgesetzt, daß Antanas gewillt sei, ihm ein Drittel seines Lohnes zu überlassen. War es ein Aufseher gewesen? Antanas hatte danach gefragt, worauf der Mann geantwortet, daß das niemand etwas angehe, aber er könne halten, was er versprochen. Inzwischen hatte Jurgis einige Freunde gewonnen, und suchte jetzt einen davon auf und fragte ihn um seine Meinung. Der Freund mit Namen Tamoszius Kuszleika war ein forscher kleiner Mann, der früher an den Schlachthäusern Jelle aufgerollt hatte. Dieser hörte Jurgis, ohne große Verwunderung zu zeigen, an. Derartige Fälle von gemeinen Schröpfungen waren nichts Ungewöhnliches; es war einfach ein Aufseher gewesen, der nicht abgeneigt war, sein Einkommen ein wenig zu vergrößern.

Aus solchen Vorfällen lernte Jurgis einsehen, daß die Fabriken eigentlich weiter nichts darstellten wie verrottete Dienestöcke. Die Aufseher jogen die Arbeiter und die Arbeiter jogen die anderen aus. Einer den anderen! Und eines Tages bekam der Oberaufseher die Manipulation des Aufsehers heraus und preßte diesen wieder bis aufs Blut. Sich an dem Gegenstand begeisternd, fuhr Tamoszius fort, die ganzen Verhältnisse aufzuklären. Da war z. B. Durhams Fabrik. Der Eigentümer wollte unter allen Umständen so viel Geld als nur irgend möglich gewinnen und fragte durchaus nicht danach, auf welche Weise das geschah. Und unter ihm stand, sozusagen in Reih und Glied, eine kleine Armee von Führern, Obmännern und Vorarbeitern, und jeder von ihnen preißte seinen Untergebenen und suchte das Möglichste an Arbeit aus ihm herauszuschinden. Alle die Männer, die denselben Rang bekleideten, machten sich gegenseitig das Leben sauer; ihre Berichte wurden gesondert eingefordert, und jeder lebte in ständiger Angst, seine Stelle zu verlieren, wenn ein anderer es vielleicht besser machte als er. So stellte die Fabrik vom obersten Beamten bis zum letzten Arbeiter einen brodelnden Kessel voller Eifersucht und Haß dar. Es gab da keine Rücksicht, keine Höflichkeit, ja keinen Menschen, der mit etwas anderem rechnete als dem Dollar. Schlimmer — es gab auch nicht einmal Ehrlichkeit. Und der Grund? Wer konnte ihn nennen? Er war wohl von dem alten Durham auf alle diese Leute überkommen. Es war die Erbschaft,

die der aus eigener Kraft Emporgekommene seinem Sohne mit den Millionen hinterlassen hatte.

Jurgis würde das alles wohl aus sich selbst heraus erkannt haben, wenn er lange genug in der Fabrik gewesen wäre. Er gehörte zu den Männern, denen alle schmutzige Arbeit überlassen wird — den alleruntersten — und so gab es keinen, den er hätte betriegen können. Am Ende aber wurde ein jeder von dem Geiste des Dries ergriffen und tat, was alle taten. Jurgis war hierher gekommen und hatte gewünscht, sich nützlich zu machen, zu steigen und ein geschickter Arbeiter zu werden. Er mußte seinen Irrtum bald einsehen, denn in Padingtown steigt niemand, weil er gute Arbeit verrichtet, — das gilt als Regel, und siehst du einen Mann in Padingtown steigen, dann war es sicher ein Schurke. Der Mann, den der Aufseher zu Jurgis Vater gesandt — der würde steigen. Ein Mann, der spioniert und Geschichten von seinen Genossen weiterträgt — er wird steigen. Aber der Mann, der nur seiner Arbeit lebt und seine Pflicht erfüllt — ihn werden sie heizen, bis er abgearbeitet ist und ihn dann hinauswerfen.

Mit benommenem Kopfe ging Jurgis hinein. Noch konnte er alle diese Zämmlichkeiten nicht glauben — das konnte ja doch nicht wahr sein. Tamoszius war einfach einer von den Unzufriedenen. Brachte er doch seine ganze Zeit mit fiedeln hin. Er ging nachts zu den Gesellschaften, kam nicht vor Sonnenaufgang heim, und so konnte er natürlich den Segen der Arbeit gar nicht erfassen. Er war ja auch ein schwächlicher kleiner Bursche und im Wettkampf zurückgelassen. Daher seine Bitterkeit! Jedoch — Jurgis selbst machte alle Tage seltsame Erfahrungen. Er bestimmte seinen Vater, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber der Alte hatte so lange gebettelt, daß er aufgerieben war und alle Geduld verlor.

Er wollte Arbeit haben, irgend eine Arbeit. So ging er am nächsten Tage doch wieder hin und fand auch den Mann, der mit ihm gesprochen hatte. Er versprach ihm ein Drittel seines Lohnes und an demselben Tage hatte er Arbeit in Durhams Kellern. Es war ein Pöfelraum, in dem es keine trodene Stelle gab, um sich daraufzustellen; so mußte Antanas den ganzen Lohn der ersten Woche dran geben, um sich ein paar dickbesohlte Stiefel zu kaufen. Er war Aufwischer; seine Arbeit bestand darin, den ganzen Tag mit einem Scheuerlappen herumzugehen und den Boden abzuwischen. Ganz abgesehen davon, daß es im Keller feucht und dunkel war, konnte niemand diese Arbeit eine angenehme nennen. Besonders nicht im Sommer. Aber Antanas Rudkus war der bescheidenste Mann, den Gott je auf die Welt geschickt hatte, und so war es für Jurgis die eifrigste Bestätigung dessen, was die Männer ihm vorher gesagt hatten, als sein Vater schon nach zweitägiger Arbeit mit den bittersten Gefühlen heimkam und Durhams Fabrik mit der ganzen Kraft seiner Seele verwünschte. Er hatte den Ausguß auswischen müssen!

Die Familie sah um ihn herum und hörte mit Staunen, was er da erzählte, wußte nicht, was es bedeutete. Dem Anschein nach hatte er in dem Raum gearbeitet, wo die Männer das Fleisch für die Büchsen vorbereiteten. Das Fleisch lag dort in großen Fässern mit Chemikalien, die Männer wipfeten es mit großen Gabeln heraus und packten es auf Karren, um es in die Kochräume zu schaffen. Als sie alles, was sie erreichen konnten, aufgespießt hatten, schüttelten sie das Fett um, schaufelten den Rest auf und packten ihn auch auf die Karren. Der Boden war schmutzig, aber trotzdem hatten sie Antanas befohlen, die letzten Reste mit seinem Scheuertuch in ein Loch zu schieben, das mit einer Versenkung verbunden war, wo die Fleischstücke erfasst und wieder zum weiteren Gebrauch zurecht gemacht wurden. Und nicht genug damit — es gab da noch einen Ausguß, worin alle Reste und Abfälle im Schmutze liegen blieben, — und des alten Mannes Arbeit sollte es nun sein, alle paar Tage das Angesammelte herauszunehmen und — in die Karren mit dem Fleisch zu schaufeln! Das hatte Antanas mitmachen sollen.

Dann tischten Marija und Jonas ihre Geschichten auf. Marija arbeitete bei einem der unabhängigen Pächter; sie war froh und glücklich in dem Gefühle des Triumphes ob ihres hohen Lohnes für das Bemahlen von Büchsen. Aber eines Tages wanderte sie heim in Begleitung eines blaffen

kleinen Mädchens, das ihr gegenüber arbeitet — Jadvyga Marcinkus war ihr Name. Jadvyga erzählte, wie sie — Marija — ihre Arbeit bekommen habe. Sie — Marija — hatte die Stelle einer Irländerin erhalten, die, so lange man sich erinnern konnte, in der Fabrik gearbeitet hatte, wohl über fünfzehn Jahre, erklärte Jadvyga. Mary Dennis, so hieß sie, war verführt worden und hatte einen Knaben bekommen. Er war ein Krüppel und epileptisch, aber das einzige auf der Welt, an dem Mary ihre Liebe auslassen konnte. Sie wohnten in einem winzigen Zimmer irgendwo in Galfred-Street, wo alle Irländer wohnen. Mary hatte die Schwindsucht und hustete den ganzen Tag. Endlich brach sie völlig zusammen, und als Marija kam, beschloß die Aufseherin plötzlich, die Irländerin zu entlassen. Die Aufseherin hatte ja ihren eigenen Vorteil zu wahren und konnte keine Kranken Leute gebrauchen, — erklärte Jadvyga. Der Umstand, daß Mary so lange in der Fabrik gearbeitet hatte, konnte da keinen Unterschied machen. Vielleicht wußte es die Aufseherin gar nicht einmal, denn die Aufseherin wie der Oberaufseher waren erst seit kürzerer Zeit angestellt, vielleicht erst seit zwei oder drei Jahren. Jadvyga wußte auch nicht, was aus dem armen Geschöpf geworden war. Sie hatte nach ihm umschauen wollen, war aber dann selbst krank gewesen. Sie hätte es immer im Rücken, erklärte Jadvyga und befürchtete ein Unterleibsleiden. Es wäre ja auch keine Arbeit für eine Frau, alle Tage mit vierzehn Pfund schweren Büchsen hantieren zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Internationale Konferenz für drahtlose Telegraphie.

Von neuem wird gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit auf die drahtlose Telegraphie, diesen rasch emporblühenden Zweig des internationalen Verkehrs, gelenkt, welcher berufen scheint, die Verständigung über die weitesten Strecken hin in einer noch vor wenigen Jahren nicht geahnten und vermuteten Weise zu ermöglichen. Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, seit die wissenschaftlichen Grundlagen für diese neueste und modernste Art des Telegraphieverkehrs geschaffen wurden; bei der Gewinnung dieser Grundlagen handelte es sich um rein wissenschaftliche Arbeiten, die aus dem Forschungs- und Erkenntnistriebe hervorgegangen waren, ohne daß dabei an eine unmittelbare technische Wertverwertung für die Bedürfnisse des praktischen Lebens gedacht wurde.

Die drahtlose Telegraphie beruht auf der Ausbreitung elektrischer Wellen durch den Raum. Das Vorhandensein solcher elektrischer Wellen war bereits in den sechziger Jahren von dem englischen Physiker Maxwell behauptet worden, welcher von Faraday's Anschauungen über die Natur der elektrischen Erscheinungen ausgehend, ihren Zusammenhang mit den Erscheinungen des Lichtes darlegte und eine vollständige elektro-magnetische Lichttheorie entwickelte, nach welcher auch die Ausbreitung des Lichtes auf Wellen elektro-magnetischer Natur beruht. Aber erst erheblich später, im Jahre 1887 (Maxwell starb bereits im Jahre 1879) gelang es dem deutschen Physiker Heinrich Herz, das Vorhandensein elektrischer Wellen wirklich nachzuweisen; gleichzeitig ging aus den Versuchen von Herz hervor, daß die elektrischen Wellen von ihrer Erzeugungsstelle aus, also z. B. von dem Funkenstrom eines Induktors, sich mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern in der Sekunde im Raume ausbreiten. Diese Geschwindigkeit ist dieselbe, mit welcher auch die Lichtwellen den Raum durchziehen, und somit war die Gleichartigkeit der elektrischen und der Lichtwellen, wie sie Maxwell behauptet hatte, zum mindesten sehr wahrscheinlich gemacht. Eine Reihe weiterer Versuche, an denen sich die verschiedensten Physiker beteiligten, ergaben eine vollständige Uebereinstimmung der elektrischen Wellen und der Lichtwellen in bezug auf ihre sämtlichen Eigenschaften, der einzige Unterschied beruht lediglich in der Länge der Wellen. Die Länge der Lichtwellen zählt nur nach Zehntausendstel eines Millimeters (8 zehntausendstel Millimeter für rotes Licht, 4 zehntausendstel Millimeter für violettes Licht), während die Länge der elektrischen Wellen, mit denen Herz zuerst arbeitete, mehrere Meter betrug. Die elektro-magnetische Natur der Lichtwellen war damit dargetan, denn der Umstand, daß Wellen von größerer Länge auf unsere Netzhaut und Sehnerven nicht einwirken, hängt sicherlich mit der physiologischen Natur unserer Sinnesorgane zusammen, ändert aber nichts an der physikalischen Natur der betreffenden Wellen. Ein Bedenken gegen die elektro-magnetische Natur der Lichtwellen konnte um so weniger entstehen, als es längst bekannt war, daß es noch über die kleinsten violetten und die längsten roten Wellen hinaus Wellen gibt, welche ebenfalls nicht auf das Auge wirken. Freilich wäre es wünschenswert gewesen, erheblich längere elektrische Wellen als Herz herzustellen, um zu einem ganz kontinuierlichen System von Wellen bis zu den Lichtwellen zu gelangen. In dieser Richtung

sind viele Versuche angestellt worden; Herz selbst gelangte noch bis zu Wellen, deren Länge wenig mehr als einen halben Meter beträgt, und in den folgenden Jahren wurden elektrische Wellen von wenigen Zentimetern, sehr bald auch von wenigen Millimetern Wellenlänge hergestellt. Immerhin ist zwischen den kürzesten elektrischen Wellen und den längsten ultravioletten Wellen eine durch Wellen bisher noch nicht erfüllte Lücke.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche sich an die Arbeiten von Herz angeschlossen, sind außerordentlich mannigfaltig und für unsere gesamte Anschauung der Naturerscheinungen von den weittragendsten Folgen — wir brauchen nur an das genauere Studium der Kathodenstrahlen und die Elektronenlehre zu erinnern. Aber unabhängig von der Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Forschungen zeigten sich sehr bald Bestrebungen, die neuen Entdeckungen über die elektrischen Wellen auch praktisch nutzbar zu machen. Wenn die elektrischen Wellen sich mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern in der Sekunde durch den Raum ausbreiten, so liegt ja der Gedanke nahe, solche Wellen in willkürlicher Weise zu erzeugen und in bestimmter Richtung fortzusenden, um dadurch Zeichen nach großen Entfernungen hin zu übermitteln. Der Gedanke einer solchen Telegraphie mußte schon dadurch einen starken Ansporn bekommen, daß zur Uebertragung der Wellen und dadurch auch der Zeichen eine Ueberbrückung des Raumes mit Drähten, wie bei der gewöhnlichen Telegraphie nicht als notwendig erschien. Auf weite Länderstrecken hin konnte man hoffen, die Kosten für die Einrichtung eines Telegraphennetzes erheblich herabzudrücken, und noch stärker mußte dies ins Gewicht fallen, wenn es sich um ein Telegraphieren über Meeresarme hinweg handelte, wo das Legen der unterseeischen Kabel noch erheblich schwieriger und kostspieliger ist.

Es wird uns daher nicht überraschen, daß gleich nach dem Bekanntwerden der Herzschen Versuche von verschiedenen Physikern mit aller Bestimmtheit die Möglichkeit einer Uebertragung der elektrischen Wellen durch die Luft zum Zwecke der Zeichengebung, also einer drahtlosen Telegraphie, behauptet wurde. Die auch sofort angestellten Versuche zeigten wohl die Richtigkeit des Prinzips, doch kam man anfangs nicht über Entfernungen von 50 Meter hinaus.

Erst vor zehn Jahren gelang es dem jungen italienischen Elektrotechniker Marconi, der vielen technischen Schwierigkeiten des Problems soweit Herr zu werden, daß für die drahtlose Telegraphie die Möglichkeit erschien, in die Praxis einzutreten, Bedürfnisse des wirklichen Verkehrs zu befriedigen. Im Jahre 1897 wurden die ersten Versuche im großen Maßstabe ausgeführt, und hierbei gelang es, Depeschen über den 14½ Kilometer breiten Bristol-Kanal im Süden der Westküste von England zu senden. Dieser Erfolg ermutigte natürlich zu weiteren Versuchen; schon zwei Jahre später war die Tragfähigkeit der Marconi-Stationen bis auf 150 Kilometer gesteigert, und heute, noch nicht ganz zehn Jahre nach den ersten Versuchen Marconis, befindet sich auf der Südwestspitze von Endland eine Station, von der aus täglich Telegramme bis auf mehrere tausend Kilometer Entfernung gesandt werden, die den auf der Reise nach Amerika befindlichen Schiffen die neuesten Ereignisse mitteilen. Noch sind freilich nicht alle Schiffe mit Apparaten zum Empfangen und Abschenden drahtloser Telegramme ausgerüstet; die schnelle Entwicklung des Verkehrs aber läßt vermuten, daß in nicht sehr ferner Zeit jeder Passagier eines Schnelldampfers es als selbstverständlich ansehen wird, nicht nur täglich im Schiff die neuesten Nachrichten zu erhalten, sondern auch für seine persönlichen Bedürfnisse schnelle geschäftliche Dispositionen vom Schiff aus an seinen Wohnort gelangen zu lassen.

Das Prinzip der drahtlosen Telegraphie ist ein überaus einfaches. Unsere Berliner Leser können es an einem einfachen Modell in der Urania bequem studieren. Die Wellen werden dort durch die Funken eines Induktors erzeugt, welche im Brennpunkt einer gekrümmten Metallfläche überschlagen; diese wirkt für die elektrischen Wellen in derselben Weise spiegelnd, wie ein Hohlspiegel für Lichtwellen. Von diesem Spiegel werden die Wellen in gerader Richtung auf einen gegenüberliegenden Spiegel gesandt, in dessen Brennpunkt sie sich wieder vereinigen. In diesem Brennpunkt befindet sich ein sogenannter Coherer oder Fritter, eine kleine fast luftleere mit Metallsplittern angefüllte Röhre. Diese Röhre ist in den Stromkreis einer elektrischen Batterie eingeschaltet, doch ist dieser Stromkreis nicht geschlossen, weil der Coherer den schwachen Strom nicht leitet, sondern ihm einen starken Widerstand entgegensetzt. In dem Augenblick nun, in welchem elektrische Wellen auf den Coherer fallen, wird er dadurch zu einem guten Leiter, und man erhält einen elektrischen Strom, durch welchen man irgend einen zeichengebenden Apparat, z. B. einen gewöhnlichen Morsecschreiber, betätigen kann. Es kommt nun darauf an, den Coherer wieder nichtleitend zu machen, sobald die Wellen aufhören; die Metallspäne behalten nämlich die durch die auffallenden Wellen erhaltene Eigenschaft der Leitfähigkeit. Bei dem Modell in der Urania geschieht es in einfacher Weise durch Klopfen mit einem Finger, aber selbstverständlich kann man auch automatisch ein Klopfen durch die Betätigung des Stromes hervorrufen, so daß man mit den auffallenden elektrischen Wellen stets nur ganz kurze Stromstöße erhält, die man in beliebiger Weise aus kürzeren und längeren Stößen (Punkten und Strichen) zu einem Alphabet zusammensetzen kann.

Bei der Anwendung in der Praxis werden die Wellen nicht

in einer bestimmten Richtung ausgesandt, sondern sie werden in ziemliche Höhe geleitet, von wo aus sie sich durch ein System von Drähten nach allen Seiten verbreiten. Die Ausbreitung der elektrischen Wellen ist um so ungehinderter, je länger die Wellen sind; Häuser, Hügel usw. hindern kleinere Wellen, während Wellen von mehreren hundert Metern Wellenlänge ungehindert durch sie hindurch gehen. Es kommen daher nur solche langen Wellen für die praktische Verwendung in Betracht.

Die Ausbildung der drahtlosen Telegraphie ist natürlich nicht ein Monopol Marconis oder der in England gebildeten Marconi-Gesellschaft geblieben, sondern es haben sich in den verschiedenen Ländern Gesellschaften für diesen Zweck gebildet. In Deutschland besteht seit drei Jahren die „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“, System „Telefunken“, die ebenfalls bereits zahlreiche Stationen ausgerüstet hat, so in Kiel, Cuxhaven, Helgoland, Scheveningen, Amsterdam, Rantudet, New York, Rio de Janeiro, Montevideo, Buenos Aires. Eine Anzahl von Schiffen der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd sowie einiger anderen überseeischen Linien sind ebenfalls mit Apparaten für drahtlose Telegraphie versehen, so daß sie beständig mit diesen Stationen in Verbindung stehen. Eine Versuchsstation zum Telegraphieren auf sehr große Entfernungen hin ist von der Gesellschaft bei Nauen errichtet und wurde aus Anlaß der Internationalen Konferenz am letzten Sonnabend besichtigt. Der Mast dieser Station, welcher die erregten elektrischen Wellen aufnimmt und in die Höhe leitet, ist ein eiserner Turm, der sich hundert Meter hoch über die Erde erhebt. Er besteht aus drei vertikalen parallel verlaufenden, gegen einander verfestigten Gitterträgern, die am Fuße sich zu einer einzigen Stahlkugel vereinigen, welche den gewaltigen Druck auf ein Betonfundament überträgt. Eine leichte Treppe macht ihn bis auf eine Plattform in 96 Meter Höhe besteigbar. In 75 Meter Höhe greifen drei Verspannungen an, die ihn in der vertikalen Richtung halten; diese Verspannungen setzen sich aus einer Anzahl mehrere Meter langer Rundenstangen zusammen, welche, durch kräftige Gelenke mit einander verbunden, nach den etwa 200 Meter vom Turmfundament erbauten Verankerungen führen.

Von der Spitze des Turmes verläuft in weiter Auslegung die sogenannte Antenne, das Drahtnetz, welches die elektrischen Wellen, die im Telegraphieraum erzeugt werden, vom Turme aufnimmt und nach allen Richtungen weiter trägt. Durch einen leichten Handgriff kann der Turm und damit die Antenne von der Sendevorrichtung im Telegraphieraum abgeschaltet werden; dadurch ist dann das Drahtnetz und der Turm an die Empfangsvorrichtung angeschaltet, und alle ankommenden Wellen, die von dem Drahtnetz aufgenommen werden, machen sich im Telegraphieraum bemerkbar und zeichnen sich als Punkte und Striche auf einem Streifen Papier auf oder können von dem Beamten mittels eines Telephons unmittelbar gehört werden. In der Regel hört der Beamte die Depesche ab, die sich außerdem noch auf dem Papiere aufzeichnet. Bei sehr weiten Entfernungen reicht die Energie der ankommenden Wellen nicht mehr aus, den Schreibapparat zu betätigen, während das empfindlichere Telephon die Aufnahme der Depesche durch Hören noch ermöglicht.

Die neuere Station hat über Land nach St. Petersburg in dreizehnhundertfünfzig Kilometer Entfernung Depeschen entfangen und von dort empfangen; ihre weiteste Verbindung war bisher die mit einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd auf 2400 Kilometer Entfernung. Die Leiter der Station hoffen mit den bisherigen Mitteln bis auf mehr als 3000 Kilometer eine Verständigung erreichen zu können. Die Verständigung über noch größere Entfernungen ist nur eine Frage der aufzuwendenden Mittel; technisch ist es möglich, den Turm noch höher zu machen und noch stärkere elektrische Energiemengen auszusenden. So ist also die Zeit, in welcher die unterseeischen Kabel nach Amerika durch die dauernden drahtlosen Stationen abgelöst werden, in greifbare Nähe gerückt. —

Bt.

Kleines feuilleton.

Dichterische Arbeit und Alkohol. Die Redaktion des „Literarischen Echo“ (Berlin, Egon Fleißel u. Co.) hat an eine ganze Reihe namhafter Dichter ein Rundschreiben gerichtet, in welchem um die Beantwortung der folgenden drei Fragen ersucht wurde: 1. Nehmen Sie regelmäßig vor der künstlerischen Arbeit Alkohol in irgend einer Form zu sich, und welche Wirkungen schreiben Sie dem zu? — 2. Haben Sie, falls Sie nicht regelmäßig Alkohol vor der Arbeit nehmen, es aber gelegentlich doch einmal getan haben, dann eine Steigerung oder eine Hemmung Ihrer Arbeitsleistung beobachtet? — 3. Sehr dankenswerth wäre eine Mitteilung Ihres Standpunktes zur Alkoholfrage im allgemeinen, besonders aber Ihrer Beobachtungen über die Wechselwirkung zwischen Alkohol und Dichtung.

Es liefen mehr als hundert Antworten ein. In den meisten Fällen wurden dem Alkohol ungünstige und hemmende Wirkungen auf die dichterische Schöpfungskraft nachgesagt; die größte Zahl der Poeten bekannte sich zum Grundsatze einer mehr oder minder strengen Mäßigkeit. Einige der interessantesten Antworten mögen hier Platz finden:

Der Herausgeber des „Kunstwart“, Ferdinand Abenarrius, schreibt: „Ich nehme vor und während der geistigen Tätigkeit, seit ich überhaupt ernsthaft arbeite, keinen Alkohol mehr. Er

inspiriert nicht die Phantasie, er lähmt nur die Selbstkritik. Nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen ist er überhaupt der größte Verdummer, den wir kennen.“

Hans Benzmann, einer unserer feinsinnigsten Dichter, meint: „Ich bin kein Freund des Alkohols. Trunksucht ist mir ebenso rätselhaft wie manche erotische Verwirrung. Ich trinke selten Bier und noch seltener wirkungsvollere alkoholgehaltige Getränke, daß ich von Beobachtungen an mir selbst nach dem Genuße gar nicht reden kann. Hiermit sind auch Ihre anderen Fragen beantwortet. Daß Wein in eine „gehobene Stimmung“ versetzt, die Erfahrung habe ich natürlich auch gelegentlich gemacht; aber keine „wertvollere“ (in bezug auf künstlerisches Schaffen).“

J. J. David, der auch unseren Lesern als Erzähler kein Unbekannter sein wird, plaudert: „Ich hab immer hinter dem Zehntisch gut meinen Mann gestellt. Eine ganz kurze Zeit, und noch sehr jung, hab ich gemeint, ich brauchte schweren Wein, um in die rechte Stimmung zu kommen. Vielleicht aus dem Bedürfnis, mir selber interessant, pathologisch zu erscheinen. Gelähmt hat mich aber ein scharfes Bechern auch nie oder höchstens durch den Kater, der ihm folgte und der am Ende keinerlei Arbeit zuträglich sein dürfte. Freilich hab ich zeitig lernen müssen, mindestens in der Ausführung nicht gar zu sehr von der Stimmung abzuhängen, die bei der Konzeption mir gegenüber vollkommener allmächtig ist; denn nicht einmal ein Feuilletton, das nur etwas taugen soll, kann ich mir eigentlich abzwängen. Es sind mir Stoffe gekommen und mehr oder minder geraten, wenn ich Nacht für Nacht geschwärmt; ein Gleiches begab sich aber nach vollkommener und über Wunsch der Nerze lange geübter Enthaltensamkeit, die mir niemals Schwierigkeiten oder Beschwerden bereitete. Bin ich zu sehr intoriert? Oder bin ich gar zu gesund in diesem Punkte? Das mögen Wissende entscheiden. Nun, seit vollen drei Jahren trank und von aller Geselligkeit geschieden, die ja zumeist zum „Alkoholmißbrauch“ — ein Wort, als hätt's der dürrste Pfaff nach einer Himbeersaftorgie gehetzt! — verleitet, kann ich eigentlich gar nicht mehr mitreden. Aber ich werde mander guten Stunde, in behaglicher Aneipe mit guten und trinkfesten Gesellen verbracht, immer zern und sehnüchlich denken. So — ich bin ein Sünder und der Himmel wird an mir niemals Freude haben. Ich weiß wohl, welches Unheil der „Alkohol“ stiftet; ich verstehe den Kampf gegen ihn und billige ihn. Aber mir ist nun einmal jede Liebertreibung und jede Systemmacherei greulich. Wem's besümmt und wer seiner selbst sicher bleibt, dem soll man ein Glas, geacht nach seinem persönlichen Vermögen und Bedürfnis, nicht verargen noch mißgönnen. Das Leben ist wahrhaftig nüchtern genug geworden; man muß es nicht gar zu reinlich machen wollen.“

Der Hamburger Dichter Gustav Falke meint: „Zu 1. Ich nehme niemals vor der Arbeit Alkohol in irgend einer Form zu mir. Ich bin Morgenarbeiter und genieße bis Mittags nur Kaffee oder Tee. — Zu 2. Gelegentlicher Alkoholgenuß vor der Arbeit hemmt meine Arbeitsfähigkeit. So hemmt auch Abends ein Glas Wein oder Bier meine Fähigkeiten am Klavier. Ich bin dann nicht imstande, frei und gut vorzuspielen. — Zu 3. Mäßig sein. Der Schwache, der's nicht kann, soll abstinieren. Man soll die Abstinenz in ihrem guten Kampfe gegen den Alkohol gewahren lassen, nicht wider sie schreien. Beobachtungen über Wechselwirkung zwischen Alkohol und Dichtung habe ich weiter nicht angeestellt. Die historischen Beispiele: Grabbe und Reuter.“

Wilhelm Holzamer läßt sich also aus: „Zu 1. Ich nehme vor der künstlerischen Arbeit niemals Alkohol zu mir. — Zu 2. Ich hatte Zeiten, in denen ich meines allgemeinen Befindens wegen Alkohol brauchte — oder wenigstens mir einbildete, ihn zu brauchen. Er hatte dann gewiß eine Steigerung der Arbeitsfähigkeit im Besolge — freilich auch ein rascheres Ermüden, gegen das er dann wieder von neuem helfen mußte. Niemals natürlich Bier! Nur Wein! Gelegentlich Kognak. — Zu 3. Mein Standpunkt zur Alkoholfrage ist der, daß ich den Wein nicht entbehren könnte. Die Wechselwirkung zwischen Alkohol und Dichtung läßt sich schwer kontrollieren — man dichtet ja nicht erst, wenn man gerade schreibt! Diese „mechanische“ Ausführung der Dichtarbeit verhindert er mir unbedingt — aber in anderen guten Stunden der Stimmung oder Unterhaltung mag er die Dichtarbeit gefördert haben — und hat es wohl auch getan. Daß das Recht des Alkohols als Anregungsmittel nur ein bedingtes sei, leuchtet mir ein — daß er unbedingt zu verwerfen sei, scheint mir unrichtig.“

Schließlich noch die Meinung des „Simplicissimus“-Redakteurs Ludwig Thoma: „Ich nehme nie Alkohol zu mir wenn ich arbeiten will. Ich bin nicht Antialkoholiker, und ich glaube nicht daran, daß der mäßige Genuß schadet; allein mich macht die kleinste Quantität faul und nimmt mir die Lust an der Arbeit. Wenn ich ausruhe, ist mir ein Glas Wein recht und lieb.“

t. Wie die Fische schwimmen. Es ist bekannt, daß die Fische ihre Flossen nach Art von Rudern oder Schiffschrauben wirken lassen. Nun besitzt aber kein Fisch nur eine Flosse, sondern eine größere Zahl solcher, die als Schwanzflosse, Brustflossen, Bauchflossen, Afterflosse und Rückenflosse unterschieden werden. Es ist also einer Untersuchung wert, festzustellen, welche Rolle diese verschiedenen Flossen bei der Schwimmtätigkeit eines Fisches übernehmen. Duges hat nach dieser Richtung hin Experimente angestellt, die er in den „Internationalen Archiven für Physiologie“ beschreibt. Der Forscher versiel auf seine Versuche durch die Beobachtung eines Fisches, dem die Rückenflosse fehlte und dessen Bewegungen trotzdem ganz ähnlich waren wie die seiner unversehrten Brüder. Duges nahm diesem Fisch nun auch noch die Afterflosse, ohne daß dessen Schwimmtätigkeit beeinträchtigt wurde.

Bei einem weiteren Experiment beraubte Duges einen Fisch nach einander der Brust- und Bauchflossen, gleichfalls ohne daß eine Abweichung von den gewöhnlichen Schwimmbewegungen dadurch verursacht wurde. Ein Fisch ohne Schwanzflosse sank dagegen sofort zu Boden. Am nächsten Tage begann er wieder zu schwimmen, indem er sich durch schnelle seitliche Bewegungen des hinteren Körpertheils im Wasser fortstieß und scheinbar auch die Rücken- und Afterflosse an Stelle der verlorenen Schwanzflosse stärker benutzte. Immerhin war das Schwimmen ein mühsames, so daß die Schwanzflosse als notwendigstes Fortbewegungsmittel für den Fisch zu betrachten ist. Ein Fisch, dem von allen Flossen nur die Schwanzflosse gelassen ist, kann sich noch immer sehr gut und sicher im Wasser bewegen. Die paarigen Flossen scheinen überhaupt mehr zur Erhaltung des Gleichgewichts da zu sein. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß die Fische mit ihren vielen verschiedenen Körperformen nicht alle gleich beurteilt werden können. —

Theater.

Schauspielhaus. „Das Lied vom braven Mann“. Lustspiel in vier Akten von Jon Lehmann. — Die Direktionen wechseln im Schauspielhaus, aber die Prinzipien bei der Auswahl von Novitäten scheinen über allen Wandel der Zeiten erhaben. Die Konsequenz, mit der in diesem offiziellen Institute, soweit es sich um Aufführung noch lebender Autoren handelt, der Kunst des möglichst Minderwertigen betrieben wird, trat auch in der neuesten Premiere wieder glänzend hervor. Das Lustspiel von Jon Lehmann, der zur Ueberbrettzeit durch burlesk-jatrische Szenen von persönlicher Eigenart Erwartungen geweckt hatte, war ziemlich eine der härtesten Geduldproben, die dem Zuschauer zugemutet werden konnten, wenn auch immer noch nicht hart genug, um den gewohnheitsmäßigen Applaus, das ständige Requiisit jedweder Erstaufführung zum Schweigen zu bringen. Im Schlußakt läßt der Freund des Helden, ein siebenfacher Familienvater, das gesamte Aufgebot der Kleinen amarrschieren und vor dem wackeren Dr. Richter mit den piepfigen Stimmchen das Lied vom braven Mann anstimmen. Das Kinderfingen, das neulich in der Schauspielhausvorstellung von „Mein Dorrit“, wo es sich der Situation völlig zwanglos einfügte, sehr niedlich gewirkt hatte, verfehlte auch diesmal nicht den beabsichtigten Effekt auf das Publikum. Es ist charakteristisch, daß sich das Stück nach dieser an den Haaren herbeigezogenen Episode nennt. Der Titel paßt zum Ganzen etwa genau so schlecht, wie die verschiedenen Einzelteile zu einander. Mit groben Nähten sind da ein paar magere, breit ausgezogene Einzelfälle zusammengestellt.

Doktor Richter, der gefährdete Rezensent, der seinen vielgerühmten Geist in der Komödie selbst sich leider gar nicht anmerken läßt, hat ein weibliches Schauspielertalent entdeckt, von dem er Wunderthaten hofft. Als ihn das Fräulein, das inzwischen durch nachgeäufte Sarah Bernhardt-Tricks auswärts eine schwere Menge Geld gemacht, ihn nach Jahren wieder aufsucht, um eine günstige Kritik ihres Gastspiels zu erbitten, lemt er — der Kritiker — in seiner Bewunderung auf Vorbehalt keine Grenzen. Die Tiraden gehen ins Skandengaste, er will der Herold dieses gothbegnadeten Genies sein usw. Um so grimmiger, je mehr er liebt und verehrt, verehrt er die Darstellerin im Namen der geheiligten Kunst, nachdem er sie in ihren kalten angeleiteten, während vom Publikum heftigsten Mätzchen gesehen hat. Nach der nächsten Vorstellung hebt er die in den tiefsten Höllenpfehl Verdammte wieder in den Himmel. Die Dame hat sich nämlich plötzlich auf ihr besseres Teil besonnen; es ist ihr eingefallen, daß sie den Doktor liebt, daß er recht hat und sofort ertrahst nach dieser Sinnesänderung nun auch ihr Genies wiederum im hellsten Lichte. Der Heroismus der ersten wird durch den der zweiten Kritik noch überboten. Der Doktor weiß, daß die Skandalsticht ihn die gemeinsten persönlichen Motive untergeschoben, daß er seine Stellung verlieren wird und er erhält, die Schwierigkeiten voll zu machen, noch obendrein die falsche Nachricht, daß sein Idol mit einem eiteln Hohlkopfe von einem Schauspieler sich verlobt habe. Aber nichts bringt ihn von seinem Hymnus ab. Schade nur, daß das Vergnügen an der rauhen Jugend, die einzig auf die Sache, nicht recht noch hult schaut, durch das laute, anbringliche Knarren der Theatermaschine so beeinträchtigt wird. Mit deren Hilfe kommt dann im letzten Akte auch die fällige Liebeserklärung zustande. Kritik und Schauspielkunst umarmen sich.

Mattosky spielte den Helden, der auch in seiner Darstellung nicht interessieren konnte, **Jel. Arnstädt** hatte die vollständig farblose Schauspielerin zu repräsentieren. Glänzend war **Wollmer** in der Figur des faulmütigen Nachtrebalters und siebenfachen Familienvaters. Man vergah die gehäufsten Trivialitäten dieser Rolle, so sehr wußte er das leere, flüchtig von dem Autor hingestrichelte Bild mit eigenem Leben zu erfüllen. — dt.

Völkerverunde.

— Die kulturellen Unterschiede zwischen den verschiedenen Stämmen der Antuneger sind recht groß. Zwei Engländer, C. Nordby und L. A. Joyce, machen uns jetzt, schreibt der „Globe“, mit dem bisher kaum bekannten Stamme der **Wa-Mbala** vertraut, die zwischen Awango und Kuisu im Kongogebiet wohnen und in der Tat auf einer recht niedrigen Stufe stehen. Sie sollen von Südwest in ihr heutiges Gebiet eingewandert sein. Die **Wa-Mbala** verzehren alles, was kriecht und fliegt, vom Menschen

bis zu den Ameisen; nur Frösche verschmähen sie, weshalb, ist nicht gesagt. Menschenfleisch (misuni) ist ihr größter Lederbissen, aber den Weibern verboten, wahrscheinlich, damit es allein für die Herren übrig bleibt. Indessen die Damen verzehren es sehr gern heimlich, und eine schwarze Schöne sagte am Tage: „Misuni essen, ba, niemals! Wenn es aber dunkel wird, schleichen wir zu den Leichen und holen uns unser Teil, so gut wie die Männer.“ Salz ist eine geschätzte Zuspitze, dient als Geld und wird aus Pflanzensalze bereitet, doch zieht man eingefärbtes kristallinisches Salz vor. Der Kannibalismus ist eine tägliche Erscheinung und wird nur vor Offizieren oder Beamten des Kongostaates verheimlicht, sonst aber öffentlich, und wie es scheint nur aus Frehsucht, betrieben. „Im Kriege erschlagene Feinde, die nach dem Gistordale lebend Begrabenen oder die nach Genuß des Gisttrankes Gestorbenen, Verwandte (ausgenommen Eltern, Kinder, Onkel und Tante), fremde Sklaven — alle werden gefressen. Tatsächlich wird jede Leiche, wenn sie nicht im allerlehten Zustande der Fäulnis sich befindet, als Lederbissen betrachtet. Die zu Kannibalenzwecken getöleten Schlachtopfer verbrät man oft zwei Tage lang, bevor man sie verzehrt, während welcher Zeit über der Grube ein Feuer unterhalten wird. Der Leichnam wird dann ausgegraben und mit Maniokmehl gekocht. Alles davon wird verzehrt, der Penis ausgenommen; dieser, wenn er von einem getöleten Kriegsfeinde stammt, wird mit den Fingerringen zusammen in ein Stück Stoff gewickelt und auf dem Haupte vom Sieger als Pungufetisch getragen. Die übrig bleibenden Knochen hängt man in die Äste der in der Dorfmitte stehenden Bäume oder wirft sie fort. Gefäße, in denen Misuni gekocht wurde, zerbricht man.“

Humoristisches.

— **Abgeholfen.** „Kellner! Das Fleisch riecht ja!“
— **Warten Sie, da werden wir gleich Abhilfe schaffen: ich sehe den Ventilator in Bewegung!** —

— **Entschuldigungszettel.** „Mein Sohn Max kann heute die Schule nicht besuchen, da er sich zum erstenmal rasiert hat.“ —

Notizen.

— Die Sammlung für die Hinterbliebenen des niederdeutschen Dichters **Fritz Stabenhagen** hat bisher 8700 M. ergeben. —
c. **Jules Verne**, in dessen literarischem Nachlaß noch verschiedene bisher nicht veröffentlichte Manuskripte aufgefunden worden sind, soll in Paris ein Denkmal bekommen. —

— **Perez Galdos** Schauspiel „Der Großvater“, geht am 27. d. Mts. als zweite Sondervorstellung des „Spanischen Schauspiel-Theaters“ im Neuen Theater in Szene. —

— **Paul Ertel's** symphonische Dichtung „Selsazar“ fand bei der Erstaufführung im Hamburger Konventgarten lebhaften Erfolg. —

— Die musikalische Komödie „**Pierpuppen**“ (nach Moliere) von **Richard Waila** ist vom Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen worden. —

— **Albrecht Dürers** große botanische Sachkenntnis in der Zeichnung der für die Charakterisierung der Pflanze wichtigen Einzelheiten weist Professor Dr. **Killermann** in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ nach. Es gelingt ihm, die Pflanzen auf Dürerschen Bildern botanisch zu bestimmen. Durch Vergleichung mit den Darstellungen und Lehren der alten Kräuterbücher sind die Kräuter in dem bekannten Wille der **Albertina** zu Wien, „**Drei Heilkräuter**“ als **Anagallis**, **Brunella**, **Viola** und noch ein vierdes kleines Kraut, eine Ehrenpreisart festzustellen. —

— **Zwei Skelette** urweltlicher **Saurier** wurden in **Mittelsberg** bei **Roburg** gefunden. Es handelt sich um Eidechsen von 30 Zentimetern Länge; sie befanden sich in so gutem Zustande, daß sie ein wissenschaftlich wertvolles Bild von der Art dieser verschollenen Tiergattung geben. —

en. Die **Farbe der Sonnenflecken**. Der dänische Astronom **Hansen** hat der Pariser Astronomischen Gesellschaft eine Mitteilung gemacht, wonach er durch vieljährige Beobachtungen der Sonnenflecken zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß diese jetzt mehr als je behyprohenen Erscheinungen an der Oberfläche des Sonnenkörpers gewisse Eigenfarben aufweisen, die nicht etwa durch die Gläser der Fernrohre hervorgerufen werden. Die sogenannten **Kerne der Sonnenflecken** sind nach seinen Wahrnehmungen selten, wenn überhaupt jemals, vollständig schwarz, wie man bisher angenommen hat, sondern besitzen eine entschieden violette Färbung. Der vordere Teil der Flecken, in der Drehungsrichtung der Sonnenugel verstanden, ist am häufigsten gelb, der hintere Teil meist rot oder gelegentlich auch grün. —

l. Das **Tannenbaum-Vergwerk** in **Californien**, aus dem nahezu die gesamte Weltansbeute an **Erythropsen** gefördert wurde, ist durch Feuer fast völlig zerstört worden. —

— Ein **Preisauschreiben** für die **Empfangshalle** des **Hauptbahnhofes** in **Leipzig**, welcher der größte Bahnhof der Erde sein wird, erläßt die **Generaldirektion der sächsischen Staatsbahnen** zugleich im Namen der **preussischen Staatseisenbahnverwaltung**. Zur Beteiligung zugelassen ist jeder Architekt im deutschen Reich. Die Bedingungen und das Bauprogramm nebst Plänen sind durch das Hauptbureau der Generaldirektion in **Dresden** zu beziehen. —